

## Literatur.

Walter Steinhauser, **Die genetivischen Ortsnamen in Österreich**, Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Klasse, 206. Band, 1. Abhandlung, Wien 1927 [erschienen 1930]. V + 214 Ss.

Die sich von ihrer andersnamigen Umgebung scharf abhebenden genetivischen (elliptischen) Ortsnamen des Waldviertels haben seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen und verschiedene Erklärungsversuche hervorgerufen. Da das Waldviertel dazu das Hauptverbreitungsgebiet der sog. u-i-Mundart ist, so hat man früher zumeist angenommen, daß es von Franken und Thüringern besiedelt worden wäre. Diese Frankenhypothese war indes schon darum nicht haltbar, weil die Mundarten des Waldviertels rein (mittel-)bairisch sind und keine fränkischen Reliktformen aufweisen. Von anderer Seite wurde diese Art der Ortsnamengebung auf die alten Quaden oder Sweben zurückgeführt. Gegen diese Swebenhypothese machte jedoch R. Much (Mitt. Inst. öst. Gesch.-Forsch. 40, 310—316) geltend, daß eben das Waldviertel im Gegensatze zum nordöstlichen Teile Niederösterreichs keine vorgeschichtlichen Quadenfunde geliefert habe. Und Lechner führte in einer gründlichen historischen Untersuchung (Jahrb. Ver. f. Landeskunde v. Niederöst., N. F. 19, 1924, S. 10 bis 210) den Nachweis, daß das Waldviertel vom 9. bis zum 12. Jahrhundert von bairischen Siedlern urbar gemacht wurde. Die sprachwissenschaftliche Ergänzung dazu ist die vorliegende Arbeit Steinhausers.

Steinhauser hat in den Bereich seiner Untersuchung nicht bloß die genetivischen ON. (= Ortsnamen) des Waldviertels gezogen, sondern auch ihr sonstiges Vorkommen in Österreich, u. zw. in Niederösterreich, im Mühlviertel, in der Steiermark — wo ihr männliches Geschlecht verrät, daß wir es mit ursprünglichen Bergsiedlungsnamen zu tun haben — im Burgenland und in Westungarn, ja auf heute südslawischem Gebiet bis nach Krain, sowie in Tirol verfolgt. Darüber hinaus hat er die Namen, deren Aussehen dazu verführen könnte, sie für genetivisch zu halten, erklärt, so daß sein Werk eine wahre Fundgrube für die österreichische ON.-Forschung ist: enthält es doch neben 468 genetivischen ON. aus dem umrissenen Gebiet eine noch etwas größere Anzahl anderer. Mit ungewöhnlichem Scharfsinn und seltener Kombinationsgabe weiß er die schwierigsten ON., die bisher ein wahres Kreuz der Forscher gewesen, sicher und einleuchtend zu deuten und nie verläßt er, was die Hauptsache ist, den festen Boden sprachwissenschaftlicher Tatsachen, so daß man fast ausnahmslos seine Deutungen annehmen kann. Man schöpft eine Fülle von Belehrung aus diesem Buche, das nicht nur die Siedlungsgeschichte, sondern auch zahlreiche grammatische Fragen, besonders aus dem Grenzgebiet zwischen Deutsch und Slawisch, beleuchtet. Steinhauser zeigt sich aber außerdem auch in der romanischen, ja in der ugrofinnischen Philologie bewandert, um Fragen, die bei der Deutung von ON. aus Tirol, bezw. Westungarn eine Rolle spielen, glücklich lösen zu können.

Wenn ich nun einige Fälle, wo ich abweichender Ansicht bin, zur Sprache bringe, geschieht es keineswegs, um den Wert des Buches zu verkleinern, sondern um auf die reichen Anregungen zu verweisen, die ich ihm verdanke.

Steinhauser erschließt m. E. etwas zu häufig sonst unbelegte slawi-

sche PN. (= Personennamen) aus den ON. Miklosich hat freilich den slaw. Namenschatz keineswegs erschöpft und zweifellos darf man aus den ON. vielfach sonst unbekannte PN. erschließen, wie ja dies schon Förstemann bei den deutschen getan hat. Da jedoch in den ON. auch vorlawisches Sprachgut „nationalisiert“ wurde, so bleibt ein solches Verfahren immerhin dann mißlich, wenn eine etymologische Anknüpfung aus dem Slawischen selbst nicht gelingt. Steinhauser ist hier mitunter etwas zu weit gegangen. So soll der Name *Kun a s* bei Neubistritz nicht auf \**K u o n i n s* zurückgehen, sondern der Genetiv des slawischen, aus dem Deutschen stammenden PN. *K u n a* sein (S. 7); und doch sagt er selbst S. 35 u. 145, daß die slaw. PN. auf -a bei ihrer Eindeutschung in schwacher Form (also mit dem Genetiv auf -en) übernommen werden. Oder *Groß- u. Klein-Taxen*, 1230 *Dachksen*, gehöre zu einem slaw. PN. \**Daša* oder \**Dača*, die aus den tschechischen ON. *Dašice* und *Dačice* (Datschitz) zu erschließen wären (S. 50); hier ist der erste Ansatz richtig, der zweite aber insofern verfehlt, als Steinhauser selbst (S. 147) für *Tatzen* bei *Laibach* bemerkt, daß sich der Name aus dem Slowenischen nicht erklären lasse, weshalb es nahe läge, an den Genetiv des deutschen PN. *Tazzo* zu denken. Dieser, älter *Dazzo*, liegt auch dem ON. *Dačice* zugrunde; auch bei *Černy-Vaša*, S. 62, wird der Name für unslawisch gehalten und an den deutschen Stamm *Dag* gedacht. Für *Wielings* (Nr. 189), 1369 *Bülings*, 1569 *Wielings*, und *Willings* (Nr. 253), 1415 *Wuelings*, 1490 *Wielling*, wo Steinhauser von einem tschech. PN. \**Vúlek* ausgeht, denke ich doch lieber an \**Weling*, \**Wieling* (Förstemann, PN. 1551 setzt *Weling* nach dem ON. *Welingesheim* aus dem 8. Jahrh. an, aber zu ahd. *wela* „wohl“); *ü* und *ue* in den Belegen von 1369 u. 1415 erklären sich aus dem Zusammenfall von *üe* und *ie* (vgl. auch Steinhauser, S. 10, A. 3). Auch bei *Wienings* (Nr. 252), 1230 (15. Jahrh.) *Wuenings*, ist mir schwer, an einen slaw. PN. \**Vúnek* zu glauben; ich denke eher an eine analogische Bildung zum deutschen PN. *Wunno* (Förstemann PN. 1664, vgl. *Vunninga* aus dem 10 Jh. bei Förstemann ON. 2, 1441) oder auch zu ahd. *wunnia*, *wünne* „Wiese“, wobei *ue* (in der Vorlage *ü*) Bezeichnung des Umlauts wäre. So bleibt von den Beispielen mit tschech. diphthongischem *uo* (*ö* > *uo* > *ü*) nur *Eisgarn* (S. 47), 1294 *Eisgwar* (zu lesen: -*guar*) übrig, das Steinhauser aus altslaw. \**izgôrje* „ausgebrannte Stelle, Brand“, angesetzt nach *Izgorje* bei *Idria* in *Krain* und *Zhüře* bei *Pilsen*, erklärt; bemerkenswert ist es, daß zur Zeit der Entstehung *iz-* „aus“ im Tschechischen noch nicht zu *z-* geworden war, wozu ich *Yzgorelik* 1126 beim Kanonikus von *Wissehrad* (*Fontes rerum boh.* II 205) stelle (vgl. meinen Aufsatz über *Pfraumberg* in der „Zeitschrift des deutschen Vereins für Gesch. Mährens u. Schlesiens“ = *MZ.* 26, 4, S. 82). Fraglich ist mir auch die Herleitung von *Vogans*, um 1450 am *Vocans*, 1584 auf den *Vorkhanz* (d. i. *Vockhans*), aus slow. \**Bokanc* zu einem Bergnamen \**Bokan* „Berg mit Abhang“, da man an *Fochines*, Gen. von *Fochin* (vgl. *Fokkineshusun* im 9. Jh. bei Förstemann PN. 547) denken kann; die mundartliche Aussprache *fôgâns* scheint dem zu widersprechen, doch besteht wohl daneben auch *fôg<sup>v</sup>ns*, wie man aus den gelegentlichen Schreibungen *Fogens* schließen darf. Wenn die heutige Namensform *g* aufweist, so ist das wohl eine jüngere Vertretung für älteres *kh*, das die Belege bekunden.

An manchen Stellen hätte ich die Erklärung einer auf den ersten Blick ungewöhnlichen Erscheinung gewünscht, so des -*rsch* in *Ebergersch*, *Walldersch*, *Maiersch* (S. 20, 62, 77), das ebenso wie in *Hirsch*, *wirsch* usw. steht. Bei *Thomassl* (Nr. 362), 1142 *Domuselisdorf* (st. *Domuselis-*), 1256 *Domusselsdorf*, 1300 *Tomaezleins*, zum slaw. PN. *Domysl* wäre eine Erörterung über die Qualität des slaw. *y* zur Zeit der Entlehnung erwünscht gewesen. Der Beleg 1376 *Kadolcze* für *Kadolz* bei *Groß-Meseritsch* (nicht für das bei *Zlabings*, wie St. angibt) ist nicht als *Kadoltjb*, -*je*, also als Neben-

bildung zu Kadolec (<Kadolecъ) aufzufassen, sondern gewiß der Genetiv der letzteren Form. Bei der Ableitung von Ternitz (Nr. 388), 1352 für den Tehhants, aus slow. \*tehan statt aus ahd. tehhan (< lat. decanus) schwinden auch nicht alle Schwierigkeiten: wenn nämlich das altslaw. ch „durch das einfache deutsche ch, das sich nach Längen fand, wie z. B. in rīhi „Reich“, zēhan „Zeichen“ (h ist hier = χ, nicht Hauchlaut)“ wiedergegeben wurde, so konnte dieses ch vor n nicht schwinden, wie ich aus der von Steinhauser in den „Beiträgen zur Kunde der bairisch-österr. Mundarten“ (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Bd. 195, 4, S. 33) veröffentlichten Textprobe aus Sierning, also aus der unmittelbaren (Nähe von Ternitz, ersehe: iān ōaχān hūōlds „von eichenem Holze“ zu mhd. iehen. Daß aber das altslaw. ch durch den deutschen Hauchlaut h ersetzt worden wäre, erscheint mir nicht eben wahrscheinlich.

Besonders wertvoll ist das syntaktische Kapitel über die genetivischen Hausnamen. In Oberösterreich, im südwestlichen und südöstlichen Teile von Niederösterreich, in der Steiermark und stellenweise in Kärnten besteht nämlich die Gepflogenheit, die bäuerlichen Anwesen durch den Genetiv des Besitzernamens samt Artikel (s) zu bezeichnen, das Grundwort (Hof, Haus, Gut) aber fortzulassen. Dieser Brauch deckt sich z. T. mit dem Verbreitungsgebiet der genetivischen ON., nämlich dort, wo sich Einzelhof- und Dorfsiedlung nebeneinander findet, während er allerdings im Kerngebiet der genetivischen ON., im Waldviertel, fehlt, weil dort eben keine Einzelhöfe vorkommen. Steinhauser geht nun dieser Ausdrucksweise nach und erklärt sie in überzeugender Weise, wie wir es bei dem Verfasser so vieler ähnlicher Aufsätze in den Jahresberichten der Wörterbuchkommission der Wiener Akademie nicht anders erwarten konnten, indem er sie mit dem bekannten altdeutschen Sprachgebrauch in Verbindung bringt, wonach der artikellose Eigename zwischen das Beziehungswort und dessen Artikel eingeschaltet wurde: daz Eτζelen wīp, die Rūedegēres helde und ebenso daz Garmannes dorf, woraus sich je nach Umständen entweder die Zusammensetzung Garmannsdorf oder die Ellipse Garmanns entwickelte. In frühhd. Zeit wurde jedoch in der süd- und westdeutschen Umgangssprache die Verbindung der Eigennamen mit dem Artikel üblich, also des Albrechts Tod und des Geörgen Haus: somit ist bei Ellipse des Grundwortes im Gegensatz zu den genetivischen Dorfnamen das s der heutigen Hofnamen, die ja erst der nhd. Zeit angehören, nicht als sächlicher Werfall (das), sondern als der Wesfall des zum PN. gehörenden Artikels (des) aufzufassen; da jedoch die Verwendung des Genetivs in den mittelbairischen Mundarten im Aussterben begriffen ist, so wird jenes s im Volke nicht mehr richtig verstanden. Steinhauser bringt hiemit die aus dem Mittel- und Niederdeutschen stammende Ausdrucksweise „bei Baumanns, mit Langs“ in Verbindung, wo es sich auch um Ellipsen mit fortgelassenem Grundwort „Leute, Angehörige“, nicht um altniederdeutsche oder französische Plurale handelt.

Steinhausers Ansicht über die Entstehung der genetivischen ON. geht dahin, daß sie den neuen, beim Übergang vom Natural- zum Geldzins entstehenden Rodungen beigelegt wurden. Die Grundherrschaften konnten auf diese Weise ihre Einkünfte in Geldeswert umsetzen und ungemein erhöhen, was beim Bezüge des Naturalzinses unter den damaligen Verkehrsverhältnissen nicht möglich gewesen war; darum unternahmen sie nicht nur Rodungen in Wildlandschaften, sondern gaben auch die bisherige Selbstbewirtschaftung ihrer Güter auf und zerschlugen diese in Zinshuben. So wurden sie der Lasten der Verwaltung überhoben, gewannen aber gleichzeitig die notwendigen Mittel zur Bestreitung der feineren romanischen Lebensweise, die eben vom Westen her eindrang und die bekanntlich auf literarischem Gebiet in der höfischen Dichtung und im Minnesang ihren Ausdruck fand. Der Übergang zum Geldzins fand in Westdeutschland, wo auch noch unbenützte Waldlandschaften zur Verfügung standen, wohl früher statt, darum tauchen dort die genetivischen ON. im 9. und 10., in Öster-

reich dagegen erst im 11. Jahrhundert auf; hier kam fördernd dazu die Verschiebung der nördlichen Landesgrenze bis an die Thaya durch K. Heinrich III. i. J. 1041, wodurch große Ländereien im Waldviertel der Kolonisation erschlossen wurden. Auf ähnliche Weise erklärt sich das Auftauchen genetivischer ON. am waldigen Südrand des Wiener Beckens: die Ostmark reichte nämlich i. J. 971 nur bis zur Traisen und 1020 erst bis zur Fischa. Tatsächlich taucht der erste genetivische ON. im Waldviertel i. J. 1083 auf: *Tichmannes*, heute *Teichmanns*, dem seit den 20er Jahren des 12. Jahrhunderts mehrere andere folgten. Steinhauser stimmt mit Dopsch überein, daß die genetivischen ON. Zeugen für gutsherrliche Kolonisation sind. Sie berühren sich also darin mit den dorf-Namen, ja sie zeigen recht häufig urkundliche Nebenformen auf *-dorf*, daneben freilich, doch nicht ausschließlich, wie Miedel meinte, auf *-riot*, *-riuti*, wie denn auch andere Grundwörter nachzuweisen sind. Sie nehmen also eine gewisse Mittelstellung zwischen den älteren Dorfnamen und den Rodungsnamen ein, da sie entweder im bewaldeten Hügelland oder auf später kultiviertem Boden liegen und daher nicht unter die ersten deutschen Siedlungen zählen. Da nun die in den genet. ON. enthaltenen PN. häufig nichts Rittermäßiges an sich haben, so können sie nur in einigen wenigen Fällen dem Namen des Grundherrn entsprechen, zumeist wird man aber bei Ortsangaben den Namen des im betreffenden, erst angelegten Orte angesehensten Mannes genannt haben, so daß in den meisten genetivischen Ortsbezeichnungen der Name des ersten Dorfrichters überliefert ist, ähnlich wie bei den *ing-* und *heim-*Namen nach der Annahme Ad. Bachs (Wörter und Sachen VIII 163f.). Die mit Grundwörtern, zumeist *-dorf*, zusammengesetzten Formen dürften im amtlichen Gebrauche gewesen sein, wie sie denn gewöhnlich am Anfange der Überlieferung stehen, sie wurden aber durch den täglichen Verkehr zu den bekannten elliptischen Formen abgeschliffen; manche sind wohl von allem Anfang an nur in dieser letzteren üblich gewesen. Da sie also in dem engeren Kreise des nachbarlichen Verkehrs entstanden, so ist es leicht erklärlich, warum sie sich in Gebieten, deren Dörfer infolge ihrer ausgedehnten Fluren weit voneinander liegen, nicht einbürgern konnten, sondern nur dort, wo das Land wie im Allgäu und im Waldviertel von einem dichten Netze zahlreicher kleinfluriger, nicht weit voneinander liegender Ortschaften bedeckt ist.

Diese Ansicht Steinhausers vom Alter der genetivischen ON. läßt sich aus dem von ihm beigebrachten Material auch sprachlich erweisen und es ist zu bedauern, daß er dies in einem besonderen Kapitel nicht getan hat. Dazu eignen sich vor allem diejenigen Namen, denen slawische PN. zugrundeliegen, da an ihnen die im 11. Jahrhundert und seither vor sich gehenden deutschen Lautwandlungen in die Erscheinung treten. So finden wir an einer Reihe von ihnen den zweiten Umlaut von *a* und den Umlaut der übrigen Vokale, der eben im 10. und 11. Jahrhundert vor sich ging und der, wenn die betreffenden slaw. ON. später entlehnt worden wären, gewiß ausgeblieben wäre: *Prettles*, 1570 *Frätings*, 1255 *Swaeling* (Nr. 35, 272, 305) zu slaw. \**Protila*, *Bratin*, \**svalinje*, und die nicht genetivischen *Edengans* und *Ganz*, 1150 *Caemce* (S. 56, 64) aus \**kamennice* „Steinbach“ oder *kamenice* „Steinbruch“. Einige zeigen wieder die Vertretung *chs* für *š*, die nach dem 12. Jahrhundert nicht mehr möglich war; so die oben behandelten zwei *Taxen* und die *Stoßmühle* (Nr. 214, 215, 262), 1230 *Stoissen*, 1306 *Stochsen*. Auch die Vertretung des slaw. *b* durch deutsches *f* war nach dem 11. Jahrhundert nicht mehr möglich: *Felles*, *Fratres*, 1570 *Frätings*, *Franzen* (Nr. 43, 196, 272, 311) zu den slaw. PN. *Bêlêj*, *Bratreš*, *Bratin*, \**Branoša* (-uša), dazu die nicht genetivischen *Fels*, *Fistritz*, *Fugnitz* (S. 18, 68, 76) zu slaw. \**bêl bob*, *bystrica*, \**bukovnica*. In der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts erscheint dann deutsches *f* als Ersatzlaut für slaw. *v*, da dieses im Sudetenslawischen schon spirantisch, das deutsche *v* aber noch nicht *f* geworden war, wie ich in meinen „Deutschen

Lehnwörtern im Tschechischen“, Reichenberg 1927 (fortan als „Lw.“ zitiert), § 78 auf Grund von Lehnwörtern gezeigt hatte; eine erwünschte Bestätigung bringt nun Steinhauser durch die Belege zu Nr. 255 Rafings, 1171 Reuing aus alttschech. raven „Ebene“; zu Vitis (S. 43), 1150 Vitisse aus \*Vitišje (neutsch. \*Vitiši) zum PN \*Vitiš (zu der etwas ungewöhnlichen Bildungsweise von ON aus PN mit dem Suffix -je vgl. Bezděčí, Bez. Gewitsch in Mähren); hierher gehört auch Rotfarn (Nr. 137), obwohl dieses 1150 Raduwanes (mit w!, zum PN Radovan) heißt. Diese Belege zeigen also klar, daß die Zeit, wo das slaw. b durch deutsches v (f) vertreten werden konnte, vor 1150 (Vitisse!) lag und mittelbar auch die Richtigkeit einiger anderer von mir gemachten Ansätze.

Die aus dem Slawischen stammenden PN, müßten ferner die im 12. Jahrhundert in Österreich um sich greifende Diphthongierung von i, ū, iu aufweisen. Für das österreichische Donautal nördlich vom Flusse sind in dem von Steinhauser beigebrachten Material die frühesten Belege für die Diphthongierung: 1139 ze dem Pezeleins neben Zembezelines, Zebecelines, heute Pötzles (Nr. 98) zum deutschen PN. Pezzelin; 1201 Levbs für Langenlois (S. 12), 1150 Liubes zu altslaw. \*ljubъza; 1203 Lewbin, aber 1196 Liuben für Loiwein bei Gföhl oder Loiben bei Krems (S. 5) zu altslaw. \*ljubina; 1215 Hertweiges, aber 1208 noch Hert(h)wiges für Hardweigs (Nr. 106) zum deutschen PN. Hartwig; 1217 Sweickers, aber 1197 noch Swikers für Schweiggers (Nr. 117) zum deutschen PN. Swickêr. Steinhauser rechnet hiezu auch die Belege 1100 castrum Ratkouz (bei Cosmas) für Raabs zum deutschen PN. Râkôz 1112 u. 1150—60 Ratkoz, S. 71), und 1144 Rouzmares für Rausmanns (Nr. 288), doch lassen diese nebst 1055 Mouriberc für Mailberg m. E. auch eine andere Deutung zu: das ou darin kann auf den Schreibungen ov beruhen, die in den bairischen Quellen des 10.—12. Jahrhunderts sowohl für ahd. uo < ô, als auch für ahd. ô < au erscheinen (vgl. Braune, Ahd. Grammatik § 40 A. 2c und § 45 A. 5); dann ist beim zweiten der PN. \*Hrôz-mâr (vgl. andre Bildungen mit Hrôz- bei Förstemann PN. 920) anzusetzen, beim dritten Zusammensetzung mit ahd. muorra F. (belegt in salzmuora: Falk-Torp, Wortschatz der germ. Spracheinheit, S. 312). Abgesehen von diesen Fällen weisen einige der hier in Betracht kommenden Namen die Diphthongierung auf, andere wieder nicht. So erscheint diphthongiertes i in den Namen 1599 Neibers, Meires, 1108 Gritsanas: 1302 Greitsan (Nr. 187, 242, 332) zu den slaw. PN. Ivan, \*Mirij, Kričan, dazu in den nicht genetivischen Eisgarn und Maiersch (S. 47, 77) zu slaw. \*izgôrje, Mirša, neben nicht diphthongiertem i in Illmanns, 1230 Milwans, beide (Nr. 184, 203) zum slaw. PN. Milovan, vielleicht Sittmannshof (Nr. 248), wenn es zum slaw. PN. Žitomir und nicht zum ahd. Situmâr gehören sollte, sowie in den nicht genetivischen Vitis und Zwinzen (S. 43, 67) zu slaw. \*Vitišje und \*Svinč. Dann steht diphthongiertes ū in den vier Thaures im Gegensatz zu Thures (Nr. 129, 177, 265, 319, 320), alle fünf zum slaw. PN. \*Turêj, ferner in 1230 Maussen, Thaua, Ganaus (Nr. 261, 310, 378) zu den slaw. PN. \*Muša, \*Tucha, Januš, neben undiphthongierten u in Runds, 1400 Guttings, Purken, Zuggers, Gugus, 1230 Clupans und im nicht genetivischen Fugnitz (Nr. 63, 121, 123, 155, 182, 237 S. 76) zu slaw. \*Rudin, kutina, Purko, \*Sugoi (aus \*Sogojb.) \*Kukan, \*Chlupan, bukovnica. Endlich finden wir diphthongiertes iu in Loibes (Nr. 239) zum slaw. PN. Ljubuš, wozu das nicht genetivische Fistritz aus slaw. bystrica als Gegensatz gelten kann. An dieser Erscheinung, daß die Diphthongierung bald eintrat, bald unterblieb, darf man sich ebensowenig stoßen, als wenn die Vertretung f und b für slaw. b neben einander steht (vgl. neben den obigen Vertretungen mit f z. B. Loiben, 860 ad Lupinam, von altslaw. ljubina „liebliche

Gegend“). Mit Recht sagt Steinhauser (S. 19), dies erkläre sich daraus, daß sich in dem einen Ort die slaw. Bevölkerung länger erhalten habe als in dem anderen; er verweist auf Gamp und Vigaun im Salzburgischen mit ihrem unverschobenen roman. c (< campu, \*vicōne) in unmittelbarer Nähe von Kuchel mit lautverschobenem k aus cucullae. Dieser ganz richtige Standpunkt verdient hervorgehoben zu werden, denn obwohl ihn Lessiak und ich schon vor Jahren in ähnlichen Fällen vertrat (vgl. MZ. 30, 1928, S. 120), kehren doch immer wieder gegenteilige Behauptungen wieder (vgl. z. B. Skok in der Zeitschrift f. rom. Phil. 46, 385 f.).

Und doch erschöpft die von Steinhauser gegebene Erklärung hier nicht alle Fälle. Da es sich nördlich von der Donau um sudetenslawische Volkssplitter handelt, so waren hier die im Tschechischen eingetretenen Quantitätsänderungen zu berücksichtigen. Die Fälle von Kürzung vor zweisilbigem Suffix, die hier eben zumeist in Betracht kommen, haben sich freilich schon im Urslawischen angebahnt, ausgewirkt haben sie sich aber doch nur im Westslawischen und Serbokroatischen (vgl. Mikkola, Urslaw. Gramm. § 98). So ist z. B. die Diphthongierung in Vitis und Zwinzen unterblieben, obwohl sie schon um 1150 den Deutschen bekannt waren, wie die Belege aus jener Zeit (Vitisse, Zwins, Zwinsse) lehren, so daß man den Diphthong mit Recht erwarten könnte. Hier dürften m. E. schon die tschechischen Kürzen (\*Vitišī, Svinč, Svinče), nicht mehr die altslawischen Längen (vit, svīnz) zugrundegelegt sein. Ähnlich sind folgende Fälle zu beurteilen: Runds, tsch. rudý; altslaw. rŭdz (Nr. 63); Thures, tsch. PN. Turěj, Tura, ON. Tuřice, Turovice; asl. tŭrz, das den vier Thaures zugrundeliegt; Illmanns und Milwans 1230, tsch. Milovan; asl. mīlz; Fistriz, tsch. bystřice; als. býstrz, das den zahlreichen Feistriz, älter Feustriz zugrundeliegt (1160 Viustriza in Oberösterreich); für Meires und Maiersch ist bezeichnend der Gegensatz von tsch. Mír, Míře und Mírota, Míroš, Míroslav. Dagegen kann Loibes nur auf asl. Ljubušb, keineswegs aber auf tsch. Libuš, -oš zurückgehen (239). Hier offenbaren sich uns deutlich zwei Entlehnungsschichten: die ältere setzt noch die altslaw. Längen, demnach auch den Bestand der Halbvokale voraus, die jüngere zeigt schon die spezifisch tschechische, besser sudetenslawische Entwicklung, die sich nach dem Verstummen bzw. der Vokalisation der Halbvokale entfaltet haben dürfte. Der von mir aus Urkunden geführte Nachweis (MZ. 32, 161f), daß dies letztere ungefähr in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts geschah, stimmt vortrefflich zu Steinhausers Annahme von der Entstehung der genetischen ON. im 11. Jahrhundert. Ein Fall führt uns sogar mitten in die tschechische Lautentwicklung hinein: Gillaus (Nr. 47), 1258 Gyleis und Gilauzer, 1274 Giluz, später Gillaus, -eis, -as, zum tsch. PN. Jilji < asl. \*Jiljŭ bzw. (die Formen auf -eis) zu \*Jilěj. Steinhauser sagt (S. 191): „da das lange slaw. i der 1. Silbe nicht mehr diphthongiert worden ist, kann weder das deutsche au der Endung aus dem alttsch. ŭ, noch das deutsche ei aus dem späteren tschech. i lautgesetzlich entstanden sein. Vielmehr haben wir in dem au nur einen irrigen Versuch zur Wiederherstellung der älteren, volleren Lautung an Stelle des bereits gesprochenen e zu sehen.“ Ich glaube jedoch, die deutsche Form Gillaus beruhe auf alttsch. Jiljŭ, d. h. die Entlehnung erfolgte, als im Tschechischen die Kürzung der Stammsilbe bereits vollzogen, jŭ aber noch nicht in i übergegangen war; gleich darauf wurde es noch einmal als Gyleiz entlehnt. Die Übernahme des palatalen l (lj) im ersten Falle als l kann keinen Einwand dagegen bilden, da auch das deutsche l vielleicht palatal war oder ist. Diese Beobachtungen bestätigen meine frühere Wahrnehmung (Lw. § 175), daß die Kürzung der tschech. Stammsilbenvokale der deutschen Diphthongierung vorausgegangen sein muß. Ist aber jene, wie ich ebenda vermutet hatte, eine Folge der tschech. Akzentzurückziehung, so fällt diese vor das 11. Jahrhundert. Hier

sehen wir schön, wie sich Ortsnamenforschung und Sprachgeschichte gegenseitig befruchten können.

Wir müssen zuletzt noch eine Frage in unserem Gegenstand besprechen, die durch die bisherigen Untersuchungen nicht geklärt ist. H. Weigl hat in einem Aufsatz „Die Grundlagen der modernen Besiedlung Niederösterreichs“ (Jahrbuch f. Landeskunde v. Niederösterreich, 1930, S. 25 bis 36) gerade auf Grund sprachlicher Kriterien gezeigt, daß „man von nun an auch für die vorkarolingische Zeit dem deutschen Element eine bedeutende, vielleicht die bedeutendste Rolle in der Zusammensetzung der Bevölkerung Niederösterreichs wird zuschreiben müssen“. Steinhausers Buch bestätigt diese Ansicht Weigls, denn es führt uns eine ganze Reihe von slawischen Namen vor, die vor 750 eingedeutscht worden sein müssen, so wegen der Vertretung des slaw. *b* durch *b* (*p*), nicht durch *v* (*f*): Langenlois, 1080 Liubisa, aus asl. \**ljub b̆za* mit kurzem *i* für sl. *o*, also den Bestand der Halbvokale noch voraussetzend und nicht nach dem 11. Jahrhundert entlehnt, als deutsches *b* das slawische wieder zu vertreten begann; Loiben, 860 ad Liupinam, aus asl. \**ljubina*; Thumeritzbach, 1242 aqua Tumberacz, aus asl. *dobravica*, also mit erhaltenem Nasal wie Lainsitz, 1179 Lunsenize, aus asl. *ložbnica*, was die Möglichkeit einer Entlehnung nach dem 11. Jahrhundert ausschließt. Auf eine Entlehnungszeit vor 750 läßt ferner die Verschiebung des *d* zu *t* schließen, die wir im Namen des Weitenbaches, 1120 Witin, -en, finden, den Steinhauser ganz überzeugend auf asl. *vid bna* (*voda*) in der speziell tschechischen Bedeutung von *vidný* „sichtbar, hell, klar, lauter“ (d. i. also „Lauterbach“) zurückführt; die Erhaltung des *i*, das in tsch. *vidný* gekürzt erscheint, als Länge bestätigt diesen Ansatz. In der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts wurde auch der Name Schrems, 1179 rivus Schremelize, aus asl. \**škremenica*, \**škremelica* „Kieselbach“ entlehnt, weil damals *sk* in *š* im Deutschen übergang (vgl. meinen Aufsatz über diesen Lautwandel in PBB. 53, 286 ff.).

Nun verzeichnet Steinhauser auch eine freilich geringe Anzahl von genetivischen ON., die in eine viel ältere Zeit, als es das 11. Jahrhundert ist, zurückreichen. Es sind dies Raabs, 1100 bei Cosmas castrum Rakouz, aus den Belegen 1112 und 1150—60 Ratkoz ganz einleuchtend auf *Rátkôzes* zurückgeführt; die Entlehnung durch die Tschechen geschah, wie Steinhauser richtig bemerkt, als die Vorstufe des altslaw. *u* noch den Lautwert *ô* besaß, und bevor das *s* im Deutschen zu *š* wurde (um 800), denn -*š* hätte Cosmas nicht als *z* schreiben können. Dann geht der Name des nur 12½ km entfernten Geras, 1188 Jeros, 1223 Jerus, auf *Gêrhôhes* oder *Gêrunes*, jedenfalls also auf eine althochdeutsche Grundlage zurück, wozu \**Jeruš -oš* und \**Jeruž* die slaw. Entsprechungen sein könnten. Diese zwei Genetivnamen sind also bedeutend älter als die übrigen, darum schließt Steinhauser (S. 70 f.) die Möglichkeit nicht aus, daß Raabs auf eine Quadensiedlung zurückgehen könnte. Da aber auch sonst eine ältere Entlehnungsschicht unter den genetivischen ON., wie wir mehrfach gesehen, wahrnehmbar ist, so können wir die Vermutung nicht ablehnen, daß sich auch unter der Masse der übrigen noch mancher ältere birgt, ohne daß wir immer die Möglichkeit hätten, es zu beweisen. Auch die aus dem J. 861 erwähnte villa, que dicitur Wampaldi in der Nähe des Plattensees, die gewiß einem ahd. elliptischen Genetiv \**Wânpaldes* entspricht (S. 150 f.), beweist, daß eine solche Namengebung ab und zu selbst in älterer Zeit vorkam; während die volle Form das Grundwort enthielt, wurde dieses im täglichen Sprachgebrauch fallen gelassen. Hiezu gehört dann auch der Name Olmütz, im Mittelalter Olmunz (so in den Iglauer Stadtbüchern und Chroniken), dann Olmünz, tschech. Olomouc. Steinhauser ist hier freilich der Ansicht, daß der zugrundeliegende deutsche PN. als solcher möglicherweise schon früher entlehnt und dann auch von jenem Slawen geführt worden ist, dem der Ort seinen Namen verdanke (S. 76); diese Ansicht verbietet sich jedoch

aus dem Grunde, weil der deutsche ON, Olmünz in seiner mittelalterlichen Gestalt durch den erhaltenen Nasal über jeden Zweifel beweist, daß er zumindest seit dem 10. Jahrhundert in deutschem Munde ist, ja zu seiner Entwicklung aus Alamunt's bedarf es überhaupt nicht tschechischer Vermittlung. Denn auch das anlautende o braucht nicht aus dem Slawischen zu stammen, sondern entwickelte sich wie oft im Althochdeutschen vor l, was ich MZ. 30, 97 hervorgehoben habe. Steinhauser spricht an anderer Stelle (S. 70 f.) die Vermutung aus, daß OlmütZ, das er aus dem tschech. Lokativ Olomouci zu Olomouc aus \*Alamunt+jb erklärt, und vielleicht auch Raabs Gründungen einzelner Franken sein könnten, die zur Zeit Samos nach Mähren kamen. Ohne in die Samo-Frage hier eingehen zu wollen, bemerke ich nur, daß eine solche Annahme daran scheitert, daß im 7. Jahrhundert der Name Alamund lautete, im Tschechischen also mit dem jb-Suffix \*Olomouz ergeben hätte. Die slaw. Form Olomouc setzt dagegen schon die Verschiebung des auslautenden d zu t in Alamund voraus. Die Entlehnung dieses Namens durch die Slawen fand noch vor der slaw. Verdampfung des a zu o statt (Ala- > Olo-), die, wie ich an Lehnwörtern nachwies (Lw. § 9, vgl. auch meine ergänzenden Bemerkungen im Agramer „Nastavni vjesnik“ 37, 257 ff.), älter als der erste deutsche Umlaut (um 750) ist: sie erfolgte also in der 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts. In dieselbe Zeit fällt, nebenbei bemerkt, auch die Verschiebung des d zu t im Deutschen.

Übrigens ist dieser Name nicht der einzige deutsche Genetivname in den Sudetenländern, der in eine weit ältere Zeit als die Hauptmasse der gleichen Namen im Waldviertel zurückreicht; es sei auf meine Zusammenstellungen in den Aufsätzen „Die deutsche Besiedlung der Sudetenländer im Lichte der Sprachforschung“ MZ. 30, 84 ff. und „Zur älteren Geschichte von Pilgram“ MZ. 32, 55 ff. verwiesen, außerdem sollen sie demnächst in einem größeren Zusammenhang behandelt werden. Sie beweisen das Vorhandensein einer deutschen Siedlung in den Sudetenländern noch vor der sogen. Kolonisation, wie denn auch das Waldviertel vor seiner ersten Besiedlung im 11. Jahrhundert gewiß nicht bloß einzelne ältere slawische, sondern auch deutsche Gründungen besessen hat. Allerdings es geht nicht an, diese ältesten deutschen Gründungen für von allem Anfang an genetivisch benannt zu halten, denn ihnen entsprechen im Tschechischen nicht bloß mit -jb oder -bcb gebildete Namen, sondern auch sonstige Bildungen, wie Pelhřimov: Pilgram, Rodvínov: Riedweis, Košťalkov: Köpferschlag oder älter Hospředovice: Gottfriedschlag usw. In allen diesen Fällen anzunehmen, daß der deutsche PN, vorher selbständig entlehnt und dann von dem slawischen Ortsgründer geführt worden wäre, hieße aber zunächst eine ungewöhnlich hohe Anzahl von entlehnten deutschen PN, bei den Tschechen des 7. bis 10. Jahrhunderts voraussetzen, was nicht bloß im Widerspruch mit Palackys Lehre von der Originalität der ältesten tschechischen Kultur, sondern auch mit der Wahrscheinlichkeit stünde. Übrigens wäre durch eine solche Annahme wenig gewonnen: wenn, um ein — durchaus nicht das einzige — Beispiel herauszugreifen, der Ort Riedweis: Rodvínov die Gründung eines Slawen wäre, der den aus deutsch Hrôþwin, bezw. Rôdwin entlehnten Namen Rodvín führte, so müßte man mit Hinsicht auf den über Riedweins entwickelten heutigen Namen Riedweis annehmen, daß Deutsche aus der Nachbarschaft den Namen Rodvínov noch vor dem Eintreten des 2. Umlauts (10./11. Jahrh.), ja noch vor der Diphthongierung des germ. ô zu ahd. uo (9. Jh.) von den Tschechen gehört, seine Bildung verstanden und seitdem lautgerecht und unbeeinflußt durch die tschechische Form weiter entwickelt hätten. Der Zeitpunkt der Spaltung des Namens in eine deutsche und eine tschechische Form, somit der Anwesenheit beider Völker an Ort und Stelle zu jener Zeit bliebe also unverrückt, nur würde an Stelle der Annahme einer deutschen, nach einem Deutschen benannten Siedlung Rôdwin's, Riedweins, Riedweis die viel unwahrscheinlichere treten, daß ein deutsch

benannter Slawe jenem Orte den Namen gegeben hätte, und dieselbe Annahme müßte noch zahlreiche andere Male wiederholt werden. Aber gerade der Unterschied im Suffixe scheint darauf hinzuweisen, daß die deutsche Form nicht genetivisch, sondern ein Grundwort noch vorhanden war, das, da es sich wohl mit großer Eintönigkeit bei den meisten damaligen ON. wiederholte, von den Slawen verstanden und fortgelassen sowie durch ihr Suffix ersetzt wurde.

Hier besteht ein anscheinend unüberbrückbarer Widerspruch. Einerseits tauchen die genetivischen ON. erst im 11. Jahrhundert in Österreich auf, andererseits weisen die mit slawischen PN. gebildeten oder die von den Slawen übernommenen darunter aus lautgeschichtlichen Gründen vielfach in eine viel ältere Zeit zurück. Hat man doch angenommen (vgl. Černý-Vaša, S. 37), daß die aus einem deutschen PN. gebildeten ON. auf *-bcb* > *-ec* in den Sudetenländern unverändert aus dem Deutschen entlehnte Genetivnamen sind; auch manch andere Erscheinung, wie das *-z* in *Hospřiz* wäre man versucht, auf deutsch *-ds* unmittelbar zurückzuführen. Das tschechische *c* z. B. in *Arnolec* kann jedoch, wie Steinhäuser richtig betont (S. 141), aus deutschem *ts* nur entstanden sein, wenn der Name *Arnolts* nach 1300 entlehnt wurde, da vorher, solange nämlich das deutsche *s* noch *š*-artig gesprochen wurde, die Verbindung *tš* ein tschechisches *č* ergeben hätte, das denn tatsächlich in einigen wenigen Fällen, wie *Konráč*, *Kondráč*, *Artolec* auch vorliegt. Daraus aber läßt sich im Verein mit der schon vermerkten Tatsache, daß den heutigen deutschen genet. ON. im Tschechischen nicht nur Namen auf *-ec* und *-jb*, sondern auch auf *-ov* und *-ice* entsprechen, der Schluß folgern, daß die mit deutschen PN. gebildeten sudetenslawischen ON., auch die auf *-ec* und *-jb* nicht wörtliche Wiedergaben deutscher Genetivnamen sind, bzw. sein müssen, und weiter, daß zur Zeit der Entlehnung durch die Slawen keineswegs schon genetivische ON. bestanden haben müssen. Der Weg der Entlehnung war bei den Slawen dann analog dem bei der Eindeutschung ursprünglich slawischer Namen, wie ihn Steinhäuser an mehreren Stellen aufgezeigt hat: der fremde PN. wurde im ON. infolge der großen Verbreitung des Grundwortes gewöhnlich erkannt und aus ihm mit einem heimischen Suffix der neue ON. gebildet. Die zugrundeliegenden deutschen ON. haben somit ein Grundwort (*-heim*, *-wîhs*, *-dorf* o. ähnl.) gehabt, der PN. als Bestimmungswort aber stand im Genetiv, später als die Mode der genet. ON. aufkam, wurde dieser elliptisch zum ON., indem das Grundwort fortfiel. Es kann nämlich nicht in Abrede gestellt werden, daß der neuen Mode auch ältere Namen mit dem Genetiv eines PN. als Bestimmungswort folgten, und in diesem Sinne wird Steinhäusers Ansicht von der Entstehung der genet. ON. zu ergänzen sein; einen ähnlichen Fall von Angleichung älterer Namen an die Namen auf *-schlag* habe ich in einem früheren Aufsatz „Ein Germanennest im Herzen Mährens“ (MZ. 30, 18 ff.) aufgezeigt. Die Benennung von Ortschaften durch ein Grundwort mit vorgesetztem Genetiv des PN. ist aber nicht jünger als die durch Ableitung von PN. auf *-ing*, wofür zahlreiche Beweise vorhanden sind.

Von dieser älteren Siedlung in den Sudetenländern unterscheidet sich deutlich eine jüngere, sowohl bei den Slawen, wie ich sie z. B. für das Pilgramer Ländchen in dem oben angeführten Aufsatz (§ 3) behandelt habe, als auch bei den Deutschen. Steinhäuser erwähnt auch diesen Siedlungsvorgang im Norden der Sudetenländer, bei dem die sogen. Lokatoren eine wichtige Rolle spielen, deren Namen die neuen Siedlungen zum Teil tragen. Dort fehlen aber die genet. ON. vollständig, während sich umgekehrt im österreichischen Donaufal, wo jene Namen zu Hause sind, das Wirken von Lokatoren nicht nachweisen läßt. Daß bei dieser zweiten oder jüngeren Besiedlung der Sudetenländer nur die Slawen einheimisches Menschenmaterial verwendet hätten, während die deutschen Neugründungen durch Kolonisten, die aus Deutschland in die Sudetenländer einwanderten, erfolgt

wären, ist bisher oft sehr entschieden behauptet, nie aber nachgewiesen worden.

Wir dürfen schließen: die Fachkollegen werden Steinhauser für die vielfache Belehrung und die zahlreichen Anregungen, die er ihnen in seinem Buche bietet, dankbar sein.

Anton Mayer.

Karl Hugelman: **Die österreichischen Landtage im Jahre 1848.** Sonderdruck aus dem „Archiv für Österr. Geschichte“ 111/1 (Wien 1929).

Dieses Buch führt uns in einem wichtigen Abschnitt der Geschichte des Erhebungsjahres 48 energisch über Anton Springers zeitgebundene und zu wenig quellenmäßig verankerte Darstellung hinaus. Es krönt H.'s umfassende, gerade an dieser Stelle (Jb. f. L.-K. 1913—19, 24) erschienenen Vorarbeiten, die für einzelne Fragen auch jetzt noch heranzuziehen sein werden. Leider war es dem inzwischen (1930) verblichenen hervorragenden Kenner der neueren österreichischen Verfassungsgeschichte — seine „Histor. politische Studien“ (1915) boten nach den verschiedensten Seiten des letzten Jahrhunderts österreichischer Geschichte mannigfache Anregungen — nicht gegönnt, die Veröffentlichung dieser Forschungen durch die Wiener Akademie noch zu erleben. Denn der vorliegende umfangreiche Sonderdruck stellt nur den ersten Teil des im Manuskript abgeschlossenen Werkes dar und umfaßt Nieder- und Oberösterreich, Salzburg und Steiermark. In diesem Umfang wird der Stoff freilich erschöpfend behandelt und durch viele Quellenbelege noch mehr veranschaulicht. Durch Herausarbeitung paralleler Entwicklungslinien ist einer künftigen Zusammenfassung im Rahmen der „Reichsgeschichte“ der Weg gezeichnet.

Einleitend berührt H. mit Recht ein Problem, das auch in Veit Valentins eben erschienenem Werke „Die Deutsche Revolution 1848/49“ (Berlin 1930) mehrfache Beleuchtung erfährt. Mußte die planmäßige Unterlassung einer Fortentwicklung der ständischen Einrichtungen Österreichs sich in ihren Auswirkungen nicht am Staatsgedanken selbst rächen? Die zweite deutsche Großmacht kam erst am Vorabend der Revolution zu einem „Verinigten Landtag“, einem zaghaften Ersatz für die vorenthaltenen Reichstände; in Österreich reichte es nicht einmal soweit, während doch etwa Bayern und Baden gerade dank ihren Landtagen einen öffentlichen Gemeingeist innerhalb ihrer neuerworbenen Grenzen erst gewannen. Aber der Aufstieg dieser Mittelstaaten ist durch die großen Umwälzungen um die Jahrhundertwende ebenso bedingt worden wie die Größe des Kaiserstaates sich gerade als Damm gegen sie bewährt hatte. Zudem war, selbst abgesehen von den nationalen Spannungen, sein historisches und staatsrechtliches Verhältnis zum Deutschen Bunde noch schwieriger als das der Preußischen Monarchie. Wie geringfügig nun die Bedeutung der länderweisen, eines zentralen Überbaus entbehrenden ständischen Einrichtungen im Rahmen des Staatsganzen gewesen sein muß, läßt sich daraus entnehmen, daß in Salzburg und Vorarlberg überhaupt keine Landtage eingerichtet wurden. Gerade hierfür konnten politische Schwierigkeiten am wenigsten ins Treffen geführt werden; ausschlaggebend sind die administrativen Schwierigkeiten gewesen, die sich aus der Zugehörigkeit dieser Kronländer zu umfassendern Gubernien ergaben. (Ob.-Österreich, Tirol.) Die sogen. ständische Opposition des Vormärz beruhte in den deutschen Kronländern — mit Ausnahme von Niederösterreich — anders als in den slawischen, hauptsächlich auf der persönlichen Haltung einzelner ihrer Mitglieder. Da brachte das Frühjahr 48 dem deutschösterreichischen Volke gleichzeitig Wahlen zum Frankfurter Reichsparlament, zum Wiener Reichstag und daneben die Notwendigkeit einer zeitgemäßen Umgestaltung der landständischen Vertretungen. Dieser Vorgang vollzog sich, der allgemeinen politischen Wendung entsprechend, weitgehend in demselben Rhythmus, ohne daß die zentralen Gewalten in der Lage gewesen wären, die eigenständige, individuelle Entfaltung der provinziellen Kräfte zu unterbinden. Freilich mußte für den dauernden Erfolg dieser, ihrer Arbeiten Sieg oder Untergang der gesamt-staatlichen und nationalen Revolution zum Schicksal werden! Denn der Versuch der Nie-

der österreichischen Stände, im Sinne ihrer vormärzlichen Bestrebungen, die auch für den unmittelbaren Anlaß der Revolution entscheidend wurden, durch einen ständischen Zentralausschuß eine kontinuierliche Entwicklung sicherzustellen, scheiterte. Wohl kam es anfangs April zu einer kurzen Tagung eines solchen, nur von Böhmen und Galizien nicht beschickten Ausschusses aller Kronländer in Wien, aber die demokratisch-konstitutionellen Bestrebungen, denen sich auch die Regierung und die Ständevertretung selbst nicht länger entziehen konnten, führten zur Pillersdorfschen Aprilverfassung und dann zur Berufung eines Konstituierenden Reichstages.<sup>1</sup> Eine unabhängig vom Einfluß der Stände gestaltete Reichsverfassung mußte aber ihrer gesetzgeberischen Bewegungsfreiheit nicht leicht zu übersehende Grenzen ziehen.

Die auf Deutschlands und Gesamtösterreichs Umgestaltung zielenden Vorgänge hatten notwendig revolutionären Charakter. Die von H. behandelten Ereignisse in den Kronländern vollzogen sich dagegen derart in den Bahnen von Reform und Evolution der vorhandenen ständischen Einrichtungen, daß man versucht sein könnte, sie mit gerühmten angelsächsischen Vorbildern zu vergleichen. Die Stände bewiesen unleugbar Aufgeschlossenheit und Opferwilligkeit gegenüber den Aufgaben der Zeit, welcher auf Seite der empordrängenden Schichten die Anerkennung des Wertvollen an der heimatlichen Überlieferung entsprach — nur in Wien vermochte die Stände selbst unsicher machender Radikalismus verhängnisvoll die Fäden zu verwirren. In allen Ländern wurden die Landesvertretungen sofort durch nichtständische Elemente ergänzt und ihnen eine wirkungsvolle Teilnahme an den unverweilt einsetzenden Verhandlungen ermöglicht, den bisherigen Landesrepräsentanten aber wie selbstverständlich ihre Rolle belassen (Vorsitzende: In Niederösterr. Graf Montecuccoli, in Oberösterr. Baron Abensberg, in Salzburg Kard. Fürst Schwarzenberg, in Steierm. Gr. Attems). Auch in Niederösterreich erweiterte sich der Ständische Ausschuß zu einem Provisorischen Ausschuß; die geplante Einberufung eines entsprechend erweiterten Landtages unterblieb hier jedoch in Hinblick auf die Maiereignisse, welche eine geordnete konstitutionelle Entwicklung überhaupt in Frage stellten. Auch in der Folge trug die unmittelbare Nachbarschaft des Reichstages (ganz zu schweigen von der ihn ablösenden Oktoberkatastrophe) Schuld, wenn die niederösterreichische Entwicklung von all den von H. dargestellten nach großem Anfang am kümmerlichsten verlief.<sup>2</sup> Auch war ihr die Abreise bedeutender und bekannter Persönlichkeiten, wie insb. Schmerlings, auf den weiteren Schauplatz nach Frankfurt oder der Eintritt Doblhoffs und Alex. Bachs ins Ministerium abträglich. Immerhin hat der Provisorische Ausschuß in den Entwürfen einer neuen Gemeindeverfassung, Regelung der bäuerlichen Verhältnisse und Einleitung zur Grundentlastung neben kleineren Vorlagen (hier insb. neue Polizeiordnung und Gleichstellung der Konfession) ein Reformprogramm aufgegriffen, das der Arbeit der andern Landesvertretungen entspricht. Auch zeigte sich hier wie anderwärts, daß bei den Materien, die gleichzeitig der Reichs- und Landeszuständigkeit unterliegen mußten, die retardierenden Elemente möglichst Nachdruck auf die länderweise Regelung legten, während die einer radikalen Lösung Zustrebenden, die Überordnung des ganz demokratisch zusammengesetzten Wiener Reichstages begünstigten.

Als Mitte Oktober die Auseinandersetzung zwischen der jungen Demokratie und der wiedererstarkenden legitimen Autorität eine krisenhafte Zuspitzung erfuhr, da erhob sich das Oberösterr. Verordnetenkollegium zu einem bedeutsamen Versuch, die bedrohte Verfassungsentwicklung zu retten. Die schon ihrer heterogenen Zusammensetzung nach zur Vermittlung zwischen Alt und Neu berufenen provisorischen Landesvertretungen hätten

<sup>1</sup> vgl. Hugelmann in Jb. f. LK. 12, 170 ff. (1914) und 17 u. 18, 235 ff. (1919).

<sup>2</sup> vgl. auch Hugelmann in Jb. f. LK. 13. u. 14. Jg., 495 ff. (1915).

allerdings dann auch zwangsläufig die föderalistische Note in einer am Anfang der 48er-Bewegung ohne Widerstand fallengelassenen Weise wieder zur Geltung bringen müssen. Es erging von Linz aus die gegenüber dem Wiener Versuch vom Frühjahr in ihrem Umkreis sehr eingeschränkte Einladung an die Landesvertretungen von Salzburg, Tirol, Kärnten, Steiermark, Krain und Niederösterreich, im Dezember zu einer gemeinsamen Beratung zusammenzutreten.<sup>1</sup> Nur Krain, das man wohl als Teil von Innerösterreich mitberücksichtigt hatte, versagte sich jetzt der Einladung. Dies bezeichnenderweise aus nationalen Gründen, obgleich die angrenzende Steiermark in ihrer geplanten Kreiselteilung einen von den Slovenen begrüßten Anlauf zur Lösung des nationalen Problems innerhalb der historischen Territorien unternommen hatte. Doch die für den 18. Dezember in Klagenfurt in Aussicht genommene Konferenz der Alpenländer wurde von den Ereignissen, die zur Machtergreifung Schwarzenbergs führten, überholt und mußte hoffnungslos „vertagt“ werden. Seit dem Erlaß der Märzverfassung 1849 haben ständische Ländervertretungen — und das wären sie in stark reformierter und erweiterter Gestalt auch auf Grund der Arbeiten von 1848 geblieben — nicht mehr getagt. Erst mit den Februar 1861 im Zusammenhang mit der Schmerlingschen Konstitution erlassenen Landesordnungen wurde die mit 1848 eingesetzte Entwicklung nach einer fruchtlosen Unterbrechung von zwölf Jahren zum Abschluß gebracht, ohne auch dann den vollen Gewinn des Bewegungsjahres der deutschen Nation nutzbringend zu machen. Eine beachtenswerte Bereicherung des H.'schen Werkes bieten die am Schluß jedes länderweisen Abschnittes angeführten Personalien und sie ermöglichen eine Beobachtung, die recht bezeichnend für die allgemeine Entwicklung des deutschösterreichischen Bürgertums ist: der Übergang fähigster Persönlichkeiten von der Politik ins Beamtentum, den etwa von bekannten Mitgliedern des Niederösterreichischen Landesausschusses Hye, Kleyle und Mitis mit großem Gewinn für den Staatsdienst machten; selbst der einzige Staatsmann unter ihnen, Alexander Bach, ist in völliger Abkehr vom 48er-Gedanken der Vorkämpfer einer planmäßigen Bürokratisierung des Kaiserstaates geworden.

Eine von starker sozialer Verantwortlichkeit begleitete Vereinigung des überlieferten österreichischen Patriotismus mit dem neu hervorbrechenden Bekenntnis zum Gesamtdeutschtum — so könnte man am ehesten im Sinne der vorliegenden Studie und gegenüber der Nörgelei Anton Springers den Geist bezeichnen, der die meisten deutschösterreichischen Ländervertretungen im Erhebungsjahre beseelte. Im besonderen sind ihre Kundgebungen an die Paulskirche wie an die Armee und den Hof, wie H. hervorhebt, „denkwürdige Zeugnisse für den alles mit sich reißen den Schwung, welcher die Märzbewegung beseelte.“ Aber über die vielen Teilergebnisse mühevoller archivalischer und juristischer Forschung hinaus vermag das nachgelassene Werk H.'s selbst uns etwas von jenem Geiste zu übermitteln und wird bleibend von einem verehrungswürdigen Vertreter deutschösterreichischer Gelehrtenarbeit künden.

Reinhold Lorenz.

**Briefe Kaiser Franz Josefs I. an seine Mutter 1838—1872** Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Franz Schnürer. München, Kosel & Pustet, 1930, 8<sup>o</sup>, 413 S. Preis 15 Mk.

Diese Veröffentlichung, schon bald nach des Monarchen Tod von seiner Tochter, der mittlerweile ebenfalls verstorbenen Erzherzogin Marie Valerie geplant, ist nunmehr als die sinnigste Gabe zu seinem 100. Geburtstag erschienen, denn während die anderen Werke über ihn sich vom politischen oder historischen Standpunkte auseinanderzusetzen suchen, gibt uns dieses zum ersten Male Aufschluß über den Menschen und ist umso wertvoller, als er bisher als ein verschlossener, kaltherziger Charakter hingestellt wurde. Brauchte der Kaiser schon die Erschließung aktenmäßiger Quellen über seine Politik nicht zu scheuen, um wieviel weniger die Be-

<sup>1</sup> vgl. Hugelmann im Jb. f. L.K., 19, 237 ff. (1924).

lichtung seines Privatlebens, denn siehe da! Es tritt uns hier ein Mann mit ausgeprägtem Familiensinn, ein treu anhänglicher Sohn, ein innigliebender Gatte, ein zärtlich besorgter Vater, ein schlichter, gütiger Mensch entgegen. Was man sich über eine Hörigkeit des Sohnes von der Mutter, über frühe Differenzen zwischen den Ehegatten u. a. zuflüstern mochte, wird durch diese Briefe, die, 263 an Zahl, von des Kaisers achtem Lebensjahre bis zum Tode der Mutter im Jahre 1872 reichen, widerlegt. Die Begeisterung für den Soldatenstand und für die Jagd wird vollauf bestätigt, vielfach belegt sein Sinn für die Natur und ihre Schönheiten; für Literatur und Kunst besaß er allerdings keinen. Obwohl die Briefe meist nur als kurze Berichte über persönliche, Familien- und Hoferlebnisse gedacht sind und obwohl durch die Zeiten vertraulichen Beisammenseins häufig längere Unterbrechungen im Briefwechsel eintreten, werden doch auch diejenigen auf ihre Rechnung kommen, die sich für die politisch-historischen Momente interessieren (außer den Briefen vom italienischen Kriegsschauplatz 1848: über die Haltung im Krimkrieg, über den Krieg 1859, den Fürstentag in Frankfurt, den dänischen Feldzug, den Krieg 1866, Haltung im deutsch-französischen Krieg u. a. m.). Die ungeniert saftigen Bezeichnungen, mit denen Napoleon III. und Preußen belegt werden, dürften für manche Leser noch ein besonderes Gaudium bilden. Hier an dieser Stelle darf wohl auch darauf hingewiesen werden, daß die Briefe zu dem Thema „Kaiser Franz Josef I. und Niederösterreich“, über das ich nach des Kaisers Ableben im Vereine gesprochen habe (abgedruckt im Jahrbuch 1918), so manchen Beitrag liefern. Abgesehen von Schönbrunn, von wo fast alle Wiener Briefe datiert sind, spielen Laxenburg, Reichenau und Umgebung (namentlich seit dem es der Lieblingsaufenthalt der Kinder geworden), Baden, Hetzendorf, Hainbach, Mödling, der Lainzer Tiergarten u. a. darin eine Rolle. — Der Herausgeber, Hofrat Dr. Franz Schnürer, der ehemalige Direktor der kais. Familien-Fideikommiß-Bibliothek, hat ein den Inhalt der Briefe geschickt charakterisierendes Vorwort, sehr sorgfältige Anmerkungen, eine genealogische Übersicht der Habsburg-Lothringer und der Wittelsbacher, sowie ein Personen- und Ortsnamensregister beigesteuert, der Verlag hat die Veröffentlichung würdig ausgestattet und mit 11 Familienporträts geschmückt. So wird das Buch nicht nur für jeden Alt-Österreicher eine teure Erinnerung bilden, sondern darüber hinaus einen weiteren Leserkreis interessieren.

Max V a n c s a.

**Aufriß der deutschen Literaturgeschichte** nach neueren Gesichtspunkten, hg. v. H. A. Korff und W. Linden. Leipzig, Teubner 1930. VI und 218 S. geb. S 11.—

In Heft 9/10 „Unserer Heimat“ 1930, habe ich kurz auf die „Zeitschrift f. Deutschkunde“ und ihren Wert für den Deutschlehrer, besonders den in der Provinz hingewiesen und im Zusammenhang die damals laufende Aufsatzreihe „Aufriß der deutschen Literaturgeschichte“ erwähnt. Dieser Aufriß ist nunmehr dankenswerter Weise in Buchform erschienen und jedem Interessenten leicht zugänglich. Man muß zu diesem in seiner Art erstmalig geglückten Versuch einer knappen Darstellung der Geschichte deutscher Literatur greifen, wenn man sicher über den neuesten Stand der Literaturgeschichtsschreibung unterrichtet sein will.

Es ist schon gegen das Buch vorgebracht worden, daß die gedrängte Darstellung viel zu viel voraussetze und auf Kosten des Inhalts geschehe, der manches Bedeutende zu wenig berücksichtigt. Ich möchte dagegen mit allem Nachdruck behaupten, daß der Wert dieses Buches, das meines Erachtens dem Fachmann und dem Gebildeten sehr gute Dienste leistet, sich in der Praxis erweisen wird. Dem Hochschüler freilich, dem meistens die nötigen Vorkenntnisse fehlen, würde ich das Buch ungern und nur mit Vorsicht in die Hände geben.

Eine Reihe der bedeutendsten Germanisten zählen zu den Mitarbeitern des Werkes (Hans Naumann, Friedrich Neumann, Günther Müller, Paul Merker, Karl Viktor, Emil Ermatinger, H. A. Korff, Fritz Strich, Walter

Linden, Hermann Pongs) und bürgen dafür, daß der ihnen anvertraute Stoff genügend fest und plastisch geformt wurde. Die österreichische Dichtung findet hier erfreulicher Weise gerechte Würdigung: Walter v. d. Vogelweide, österreichisches Barock etc. Daß Grillparzer nach meinem in unserem Jahrbuch 1930, S. 118 Anm. 1 erhobenen Vorwurf doch Aufnahme gefunden, wenn auch nur in einem eigenen „Nachwort“, freut mich außerdem ganz besonders. Freilich ist der Grund, den W. Linden dafür angibt und mir in liebenswürdiger Weise schriftlich des näheren erklärt hat, daß Grillparzer im Erstdruck gar keine Erwähnung gefunden, wenig einleuchtend. Es heißt, „Einzelgestalten werden nur insoweit behandelt, als sie höchster Ausdruck jener Bewegungen sind.“ Ob Grillparzer nicht höchster Ausdruck seiner Zeit ist, darüber läßt sich gewiß streiten, zumindest aber ist er ihre eigenartigste Persönlichkeit. — Eine soeben erschienene erweiterte 2. Auflage enthielt ein Namen- und Sachregister!!

Kurt V a n c s a.

**Materialien zur Urgeschichte Österreichs**, herausgegeben von der Anthropologischen Gesellschaft in Wien und der Wiener Prähistorischen Gesellschaft, geleitet von Univ.-Prof. Dr. L. Franz.

4. Heft: Eduard Beninger, Prähistorische, germanische und mittelalterliche Funde von Carnuntum und Umgebung. 59 S. mit 2 Textabb. und XXIV Tafeln.

5. Heft: Richard Pittioni, La Tène in Niederösterreich, eine zusammenfassende Darstellung auf Grund des Inventars. Mit einem Beitrag von Friedrich Wimmer. 136 S. mit 29 Abbildungen im Text und XIII Tafeln. Beide Wien 1930.

Es liegen hier zwei Arbeiten vor uns, die ein reiches Material zur Ur- und Frühgeschichte unseres Landes ans Licht bringen, die sich aber nicht auf die Fundveröffentlichung als solche beschränken (wie die beiden ersten Hefte dieser Serie), sondern auch wesentliche und wertvolle Schlußfolgerungen daraus ziehen.

Beninger bemüht sich, aus den Beständen des Museums Carnuntum und des Heimatmuseums zu Hainburg aber auch unter Heranziehung von Beständen anderer Sammlungen eine Siedlungsgeschichte der Gegend vor der „porta hungarica“ von den Zeiten erster menschlicher Niederlassung bis zum frühen Mittelalter, jedoch ohne Berücksichtigung der ja genügend an anderen Orten behandelten römischen Episode, zu geben. Mit dem ärmlichen handkeramischen Bauern- und Fischerdörfer im Teichtal bei Hainburg setzt die Besiedlung des Landstriches im 3. vorchristlichen Jahrtausend ein. Dem Beginn der Bronzezeit gehört der an der gleichen Stelle gelegene Friedhof der Wieselburger Kultur an, der bedeutendste, den wir bis nun kennen. Beninger hat auch andernorts (M. A. G. 1930 S. 95 ff.) die kulturelle Stellung dieser eigenartigen Kultur eingehend analysiert und als ihre Wurzeln verschiedene Komponenten festgestellt, von denen er vor allem eine nordöstliche und eine „pannonische“ hervorhebt. Er hat damit gewiß Recht, umso mehr als ja auch die frühpannonische Bronzezeit der Slowakei ihren Ursprung in der nordöstlichen „Badener Kultur“ hat. Worin er aber sicherlich Unrecht hat, das ist in der Ablehnung jeden Einflusses von seiten der entwickelten Aunjetitzer Kultur, von dem ich zuletzt M. A. G. LIX S. 193 f. gesprochen habe. Auch die Behauptung, die scharfkantigen Aunjetitzer Henkeltassen seien auf südlichen (Baden-, Ossarner) Einfluß zurückzuführen, scheint mir auf sehr schwachen Füßen zu stehen. Eine kritische Analyse der in Betracht kommenden Aunjetitzer Formen außerhalb des österreichischen Verbreitungsgebietes — welches ja doch keineswegs als Entstehungszentrum der Kultur anzusehen ist — also jener, deren nördlichen Provinzen zeigt das Schiefe dieser Hypothese aufs deutlichste. Muß es doch auch als äußerst auffallend bezeichnet werden, daß gerade bei der direkt aus dieser „badener“ Wurzel abzuleitenden frühpannonischen Bronzezeit der scharfe Bauchknick der Henkeltassen überhaupt fehlt. — Von großer Bedeutung ist die Hervorhebung der zahlreichen

germanischen Fundstücke in und um Carnuntum, die uns wertvolle Anhaltspunkte für die Beurteilung des Neben- und Nacheinanders von Römern und Germanen geben. Es erscheint nach Ausweis der Kleinfunde als recht wahrscheinlich, daß Germanen schon in der Kaiserzeit innerhalb der römischen Zivilstadt gewohnt haben. Als sicher kann aber an Hand der zahlreichen Funde (Fibeln, Keramik usw.) angenommen werden, daß sich nach dem Ende der römischen Herrschaft an der Donau um die Mitte des 5. Jahrhunderts Germanen in Carnuntum niedergelassen haben, in denen der Verfasser Westgoten vermutet. Später sind auch noch langobardische Spuren hier faßbar; der jüngste germanische Fund stammt aus der Zeit um das Jahr 600.

R. Pittioni basiert seine Arbeit auf ein größtmögliche Vollständigkeit anstrebendes Verzeichnis aller keltischen Funde Niederösterreichs, dessen Niederschlag in einer Fundkarte zur Darstellung gelangt. Für den Siedlungsforscher wäre es wertvoll, derartige Fundstatistiken auch aus anderen vorgeschichtlichen Kulturperioden zu besitzen, sie fehlen aber leider noch und sind auch mit Rücksicht auf die mangelnden Publikationen und die Unzugänglichkeit vieler Fundkomplexe leider kaum zu erstellen. Eine wichtige Feststellung, auf die der Verfasser auf Grund kritischer Betrachtung der ältesten Funde gelangt, ist die, daß keltische Hinterlassenschaft in unserem Bundeslande zum Unterschiede von Oberösterreich und Böhmen vor dem 4. vorchristlichen Jahrhundert nicht nachweisbar ist. Auch dann scheint der keltische Bevölkerungszustrom im Anfange noch ein recht schwacher gewesen zu sein, sodaß man bloß von einer langsamen Keltisierung der alteinheimischen, illyrischen Bevölkerung zu sprechen berechtigt ist. Erst im stärkeren Nachstrom keltischer Scharen erstarkt die La Tène-Kultur in charakteristischem Gepräge, doch schlägt auch in späterer Zeit noch immer wieder altillyrisches Brauchtum durch die fremde Tünche hervor, wie insbesondere die Bestattungsriten erkennen lassen. Für nicht zutreffend halte ich die Ansicht des Verfassers über die keltischen oppida des letzten vorchristlichen Jahrhunderts. Insbesondere scheint mir seine Meinung von der planmäßigen Anlegung von Befestigungslinien gegen äußere Feinde unstichhaltig. Sie basiert auf einer Überschätzung dieser Anlagen, die — soweit sie überhaupt bei uns vorhanden sind — über rein lokale Bedeutung (Sippen- oder Gauburgen) wohl nicht hinausgehen. Es muß überhaupt festgestellt werden, daß bisher erst eine einzige keltische Wehranlage in Niederösterreich, der Oberleiserberg, systematisch untersucht und als solche einwandfrei festgestellt wurde, während andere la tènezeitliche Höhensiedlungen zwar für oppida gehalten werden, eine Befestigungsanlage an ihnen vielfach aber entweder garnicht vorhanden (Umlauf am Kamp) oder noch nicht als keltisch erwiesen ist. — Die einzelnen materiellen Kulturgüter sowie das aus den Bodenfunden erschließbare Brauchtum sind chronologisch und typologisch gut durchgearbeitet und ergeben die diesbezüglichen Abschnitte manche interessante, vielfach auch neue Feststellungen.

Der von F. Wimmer verfaßte Anhang über einige Gräber aus Guntramsdorf belegt Hockerbestattung und Trepanation merkwürdiger Art für die niederösterreichischen Kelten. Vielleicht hätte als Parallele zu letzterer noch das seltsam kreisförmig gravierte Schädelbruchstück vom Hradischt bei Stradonitz in Böhmen herangezogen werden können (Schránil, Vorgeschichte Böhmens und Mährens, Tf. LI, 34).

H. Mitscha-Märheim.

Johannes Müller S. J., **Das Jesuitendrama in den Ländern deutscher Zunge vom Anfang (1555) bis zum Hochbarock**. Augsburg 1930, Doktor Benno Filsler (Schriften zur deutschen Literatur VIII), Bd. I: 108 S. Bd. II: 152 S. + 10 Tafeln. Geb. zusammen S 25.50.

Nach den großen förderlichen Arbeiten von Reinhardstättner, Dürrwächter, Duhr, Flemming und Happ hat uns Joh. Müller, gestützt auf eine heute fast unerhört reiche Materialkenntnis, seine nach modernen Gesichtspunkten zusammenfassende Darstellung des „Jesuitendramas in den

Ländern deutscher Zunge“ geschenkt. Scheint damit auch nur ein Teil der weitgreifenden jesuitischen Tätigkeit erfaßt, so muß doch vorweg gesagt werden, daß man darüber hinaus viel Neues über die religiöse, politische, soziologische und geographische Auswirkung des Jesuitismus im deutschen Sprachgebiet erfährt.

Der erste Band enthält den historischen Teil, der zweite bringt als Grundlage des ersten das Material, chronologisch und statistisch ausgewertet und den reichen bibliographischen Anhang, in dem erfreulicherweise auch die einschlägige Arbeit Zeidlers in unseren Blättern aufscheint, leider falsch zitiert. Die Abhandlung findet sich nicht in den Blättern N. F. XXVIII (1903) 142 ff., sondern N. F. XXVII (1893) 142 ff. und XXVIII (1894) 12 ff.

Die Einleitung zu Band I bringt Prinzipielles, das sehr beachtenswert ist. Jesuitenstil-Theater-Drama als „einheitlicher Begriff“ oder Ausdruck einer „typischen Seelenlage“ existiert nicht. Offen allen Einströmungen der Vergangenheit, des mittelalterlichen Mysterienstils, des Renaissance- und Humanistendramas, wie des italienischen Humanistentheaters, der holländischen Rederijkerbühne und Genre-Kunst, dem englischen Komödiantentum und Singspiel, der italienischen Oper und dem französischen Klassizismus, den spanischen Autos preisgegeben, konnte sich die Bühne der Jesuiten unmöglich zu jener Einheitlichkeit entwickeln, die die landläufige Schulmeinung unterstellt.

Wie wichtig diese Arbeit für die süddeutsche (bayrisch-österreichische) Geistesgeschichte ist, werde ich im Verlauf meines Referates zu zeigen Gelegenheit haben.

Wir sehen zunächst, wie allmählich der jesuitische Geist in den Unterricht eindringt (Wien, München, Ingolstadt um 1555) und in die Seelsorge (Köln 1544, Ingolstadt 1549, Wien 1551, München 1559). „In Wien wurde 1554 die erste Schule aufgetan, 1558 erhielten die Jesuiten zwei Lehrstühle an der Universität, 1570 eröffneten sie eigene akademische Lehrgänge und 1558 zählten sie bereits 800 Schüler.“ So konnte sich auch die jesuitische Theaterbetätigung entfalten und zusehends bessern.

Der Abschnitt „Das Erbe der Renaissance“ behandelt die Frühzeit des Jesuitendramas, da noch neuplatonische Ideen (Pico v. Mirandola!), das humanistische Schultheater, Plautus und Terenz (Plautus v. d. Jesuiten in Wien 1565, Terenz in Innsbruck 1564 erstaufgeführt!!) ihren Einfluß geltend machen. Späthumanistische Manier wird ersichtlich in den Dramen des ersten bedeutenden Jesuitendichters und -theoretikers Jakob Pontan.

Stärker betont sähe ich gerne die Nachwirkung der Niederländer (Brüder v. gemeinsamen Leben!) bis in die Frühzeit jesuitischer Dramatik, da sie bis jetzt nur für den späten Humanismus (Ellinger!!) Beachtung fand. Ich sehe hier nämlich einen für das deutsche Geistesleben wichtigen Schnittpunkt germanischer (Schulen v. Schlettstadt und Deventer) und romanischer (Platon. Akademie zu Florenz) Ideen!!

Im folgenden Abschnitt „Der Übergang: Manierismus“ findet die Bedeutung der katholischen Fürstenhäuser (Habsburg, Wittelsbach!) für die Ausgestaltung und Auswirkung der Jesuitenspiele eine eingehende Würdigung. Der Manierismus kennzeichnet diese Periode. „Wie man in der Malerei und Poetik danach strebte, aus möglichst vielen klassischen Meistern Einzelzüge- und -formen zu übernehmen und ein Idealbild zu schaffen, so hatte man es auch bei den Umgangsspielen versucht und die heterogensten Stilelemente zusammenkomponiert.“ Aber diese Übergangszeit ist es auch, die den Geist der Restauration gegen den alten Geist des Humanismus endlich zum Sieg bringt. Sehr gewichtig ist die Rolle, die der Lipsianismus (unter dem Einfluß Senecas schreibt der Niederländer Justus Lipsius einen geschraubten blumigen Stil, der bald seinen verderblichen Einfluß geltend macht!) auf kurze Zeit in der Jesuitendramatik spielt. Um 1590 macht sich auch eine Wandlung im Stofflichen bemerkbar. Man geht von den historischen Stoffen mit religiöser und sozialer Tendenz zu dem reinen Bekehrungsdrama über. In dem jahrzehntelangen Kampf der Meinungen ob „Freiheit“

(Jesuiten!) oder „Bindung“ (Dominikaner!) des Individuums, der 1581 ausbrach und schließlich mit dem Sieg der Jesuiten endete, treten der Theophilus- und Fauststoff sehr zeitgemäß ein. In Bidermanns, des größten Jesuitendramatikers „Cenodoxus“ (1637 Wien aufgef.) erreichen alle diese Bekehrungs-dramen ihren Höhepunkt. Am Ende der Übergangszeit beginnt mit dem Einfluß der italienischen Wandertruppen auch die Musik sich in die Bühnenkunst der Jesuiten einzunisten.

Der dritte Hauptabschnitt ist dem „frühbarocken Realismus“ gewidmet. Bemerkenswert für die literarische Auswirkung scheint mir hier der beiläufige Hinweis des Verfassers auf die ständische Scheidung zwischen Residenzstadt- und Provinztheater. Die Aufführung der Provinz wird zum Ableger des Residenzstadttheaters. Sehr wertvoll ist die eingehende Studie über Bidermann. Dieser hervorragende Dichter steht ja heute mit Recht dank Josef Nadler und Günther Müller im Mittelpunkt der Barockforschung. Schon seit 1590 läßt sich deutlich auf der Jesuitenbühne der Wandel von dem mehr unterhaltenden Theater und der bildungsmäßigen Schulbühne zum Weltanschaulichen beobachten! Die Probleme verinnerlichen sich, Mystisches tritt hinzu. Aber auch die Allegorie behauptet sich daneben. In einem nach dem Szenischen hin ergänzenden, sehr instruktiven Unterkapitel werden „Bildkunst und Jesuitendrama“ in wechselseitiger Wirkung gezeigt.

Ein 4. Hauptabschnitt „Auflösung und Bindung“ zeigt, wie sich das einheitliche Gepräge des Jesuitendramas auflöst. „Das Religiöse flüchtet mehr und mehr ins Innere, Subjektive, das Volksmäßige wandelt sich ins Höfische.“ Der Krieg war auch den Jesuitenschulen und ihren Theatern nicht günstig. In manchen Städten wurde daher der Betrieb geschlossen, während aber doch vielerorts, z. B. in Wien, Graz, Linz, Innsbruck weitergespielt wurde. Gegen Kriegsende trat Bayern seine führende Rolle in der jesuitischen Bühnenkunst an Österreich ab. Eine Würdigung Baldes beschließt diesen Abschnitt.

Der letzte Hauptteil „Hochbarock im Jesuitendrama“ beschäftigt sich mit den Kaiserfestspielen des Avancinus, in denen der Verfasser mit Recht den „äußerlichen Höhepunkt des deutschen barocken Jesuitendramas“ sieht. Wesensfremde Elemente (rationale und aufklärerische Ideen) unterbauen den Boden und führen um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu vollständiger Auflösung.

Aus dem überaus reichhaltigen 2. Band möchte ich als für uns wertvoll einige Daten hier festhalten. Gründung der öst. Jesuitenkollegien: Wien 1552, Prag 1556, Innsbruck 1562, Hall 1569, Graz 1573, nach 1600 Olmütz, Iglau, Neuhaus, Krumau. — Zahl der Jesuiten in Österreich 1585: 210, 1600: 407. — In den Jahren 1555—1665 erreichten die Jesuiten in Österreich die Aufführungszahl 270 (rund gerechnet!), die einer Gesamtauführungszahl von rund 1260 gegenübersteht. Auf die großen österreichischen Städte verteilen sich die Aufführungen ungefähr wie folgt: Prag 68, Wien 43, Graz 39, Innsbruck 33.

Zum Schluß möchte ich dem Verfasser nur wärmstens für seine Arbeit danken, die uns um ein beträchtliches Stück in der Erforschung der Geistesgeschichte des Barock weitergebracht hat. Ein großes Verdienst dieses Buches sehe ich wieder darin, daß es Günther Müller für sein geniales Werk „Die deutsche Dichtung von der Renaissance bis zum Ausgang des Barock“ (Handbuch der Literaturwissenschaft 1929) nutzbar machen konnte.

Kurt V a n c s a.

**Deutsche Gedichte Simon Rettenbachers.** Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Richard Newald. Augsburg 1930. 72 S. (Schriften zur deutschen Literatur, Herausgegeben von Günther Müller, Bd. 14).

Seit P. Tassilo Lehner im Jahre 1891 ausgewählte Proben von Rettenbachers lateinischer Lyrik veröffentlichte,<sup>1</sup> denen 1893 eine Ausgabe der

<sup>1</sup> Die lateinischen Oden des P. Simon Rettenbacher, eine Festgabe zur Eröffnung des neuen Gymnasiums (von Kremsmünster) am 21. September 1891.

Oden, Epoden und *Silvae*<sup>1</sup> und in den Jahren 1894 bis 1905 eine Reihe von Abhandlungen vornehmlich über den Patrioten und Pädagogen folgte,<sup>2</sup> ist das Interesse für den früher von der Literaturwissenschaft kaum beachteten<sup>3</sup> Dichter nicht mehr erloschen. Neben den Würdigungen aus der Feder Jakob Zeidlers,<sup>4</sup> Josef Nadlers<sup>5</sup> und Günther Müllers<sup>6</sup> bezeugen dies eine Biographie Rettenbachers von P. Gotthard Uebleis,<sup>7</sup> eine auf knappem Raum wesentliche Züge herausarbeitende Studie Edmund Hallers über Rettenbacher als Dramatiker<sup>8</sup> und ein von Willi Flemming besorgter Neudruck des „Demetrius“.<sup>9</sup> Die von Richard Newald in Angriff genommene Ausgabe sämtlicher, zumeist noch ungedruckter Werke wird die Forschung auf neue Grundlagen stellen.

Einstweilen legt der durch seine Arbeiten über den südostdeutschen Humanismus bekannte Herausgeber neunzehn deutsche als „Zugab“ zu Rettenbachers Drama „Frauen-Treu / Oder Hertzog Welff Auß Beyern“ (1682) gedruckte Gedichte vor, die bisher unbeachtet geblieben waren.<sup>10</sup> Und doch brauchen diese mitunter noch ungelenten, nicht selten aber erstaunlich melodischen Verse den Vergleich mit Rettenbachers lateinischen Gedichten nicht zu scheuen. In ihrer bisweilen volksliedhaften Eigenart, die bald an Spee und Flemming, bald an die *Carmina Burana* und das bürgerliche Ständelied erinnert,<sup>11</sup> stellen sie eine völlig neue Seite im Schaffen P. Simons und eine wertvolle Bereicherung unseres Wissens von barocker Lyrik dar.

Die Einleitung faßt Lehnrs und Hallers Forschungen zu einer lebendigen Charakteristik des Dichters zusammen. Neu ist der P. Sigmund Tönig verdankte Hinweis auf das Drama „Plutus“ und die Würdigung von Rettenbachers Epigramm, aus denen drei Proben mitgeteilt werden. Leider hat Newald auf eine ausführliche Analyse und Erläuterung des manchmal schwer verständlichen Neudrucks verzichtet. Hoffentlich leistet die Gesamtausgabe auch in dieser Hinsicht ganze Arbeit.

Es sei mir noch gestattet, einige Einzelheiten zu besprechen: S. 12 gibt Newald als Rettenbachers<sup>12</sup> Geburtstag den 9. Oktober 1634 an, Lehner

<sup>1</sup> P. Simon Rettenbachers lyrische Gedichte. LVI und 482 S. — Einen Nachtrag bringen die Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, XXXIV, S. 265 ff.

<sup>2</sup> Vgl. das Verzeichnis bei Lehner, Simon Rettenbacher. Ein Erzieher und Lehrer des deutschen Volkes. Wien und Leipzig, 1905, S. VIII f.

<sup>3</sup> Goedeke<sup>23</sup> (1887) verzeichnet nur den „Hertzog Welff“, ohne das Pseudonym (Mison Erythreus) des Verfassers zu identifizieren.

<sup>4</sup> Nagl-Zeidler, Deutschösterr. Literaturgeschichte. Wien und Leipzig, 1899, Bd. I, S. 712 ff.

<sup>5</sup> Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. Regensburg, <sup>3</sup>I (1929), S. 442 f.

<sup>6</sup> Deutsche Dichtung von der Renaissance bis zum Ausgang des Barock. Wildpark-Potsdam, 1927—1929, S. 252 ff. Das Beste, was in größerem Rahmen über Rettenbacher geschrieben wurde!

<sup>7</sup> Ungedruckte Wiener Dissertation (1923).

<sup>8</sup> Heimatgaue. Zeitschrift für oberösterr. Geschichte, Landes- und Volkskunde, 8. Jg. (1927), S. 280 ff.

<sup>9</sup> Das Ordensdrama. Hsg. von Willi Flemming. Leipzig, 1930 (= Deutsche Literatur. In Gemeinschaft mit Walther Brecht und Dietrich Kralik hsg. von Heinz Kindermann, Reihe Barock, Bd. 2), S. 304 ff. In der Einleitung, S. 28 ff. ein Abschnitt über Rettenbacher und das Benediktinerdrama.

<sup>10</sup> Obwohl Lehner, Simon Rettenbacher, S. 31 f. das Drama bespricht, erwähnt er den Anhang nicht.

<sup>11</sup> Vgl. G. Müller a. a. O. S. 254 und Moritz Enzinger, Pater Simon Rettenbachers „Deutsche Gedichte“ (Reichspost, 27. IX. 1930).

<sup>12</sup> A. a. O. S. X. In der Einleitung zu den „Lyrischen Gedichten“ (1893) nennt er (S. IX) den 19. Oktober.

und die auf ihm fußenden Darstellungen Zeidlers, Schiffmanns,<sup>1</sup> Hallers u. a. den 17. Oktober. Die S. 14 erwähnte Tätigkeit als Übersetzer scheint nach Lehner,<sup>2</sup> der aber nur Übertragungen aus dem Spanischen und Französischen kennt, erst in die Fischlhamer Zeit zu fallen. S. 16 behauptet Newald, Rettenbacher habe das Drama „Iuventus Virtutis“ selbst komponiert, während Lehner<sup>3</sup> dies als zweifelhaft bezeichnet. Der letzte Vers der S. 22 zitierten Strophe lautet richtig: „Agmina pellent.“ Auf dem Titelblatt des „Hertzog Welff“ steht „Ausß Beyern, von Gänsßbrunn“. Bei Wiedergabe einiger Dramentitel ergeben sich Abweichungen von Schiffmann.<sup>4</sup> Unter Verzicht auf Orthographisches führe ich an: Schiffmann, Nr. 1: seu, Newald sive; Nr. 2: „Lydorum“ fehlt bei Sch.; Nr. 3: seu, New.: sive; Nr. 4: seu, restauratio, New.: sive, instauratio; Nr. 6: seu, New.: sive; Nr. 13 impio, New.: inqua.<sup>5</sup>

Franz Haller.

<sup>1</sup> Drama und Theater in Österreich ob der Enns bis zum Jahre 1803. Linz, 1905. S. 47 f.

<sup>2</sup> A. a. O. S. 15.

<sup>3</sup> Einleitung zu den „Lyrischen Gedichten“, S. 23.

<sup>4</sup> Vgl. Schiffmann a. a. O. S. 47 f., Newald, S. 23 f.

<sup>5</sup> Wohl Druckfehler für „iniqua“.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich](#)

Jahr/Year: 1931

Band/Volume: [24](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Literatur 277-295](#)